



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Bilder aus der deutschen Geschichte**

**Treitschke, Heinrich von**

**Leipzig, 1918**

Die goldenen Tage von Weimar.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83867](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83867)

## Die goldenen Tage von Weimar.

---

Dasſelbe Jahrzehnt, das den alten deutſchen Staat ins Grab führte, brachte der neuen Dichtung ihre reinſten Erfolge. Wie weit zurück ſchien jezt ſchon die Zeit zu liegen, da Klopſtock einſt poehenden Herzens die deutſche Muſe in den ungewiſſen Streitlauf ſtürmen ſah; nun ſang Schiller mit ruhigem Stolze: wir dürfen mutig einen Lorbeer zeigen, der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt! Die Deutſchen wußten längſt, daß ſie den Schatz der überlieferten europäiſchen Bildung mit neuen, ſelbſtändigen Idealen bereichert hatten und in der großen Geſamtheit der Kulturvölker einen Platz einnahmen, den niemand ſonſt auf der Welt ausfüllen konnte. Begeistert ſprach die Jugend von deutſcher Tiefe, deutſchem Idealismus, deutſcher Univerſalität. Frei hinwegzuſchauen über alle die trennenden Schranken des endlichen Daſeins, nichts Menſchliches von ſich fern zu halten, in lebendiger Geſamtheit mit den Beſten aller Völker und Zeiten das Reich der Ideen zu durchmeſſen — das galt für deutſch, das ward als Vorrecht deutſcher Art und Bildung geprieſen. Der Nationalſtolz dieſes idealiſtiſchen Geſchlechtes fand ſich befriedigt in dem Gedanken, daß kein anderes Volk den vermeſſenen Flügen des deutſchen Genius ganz zu folgen, zu der Freiheit unſeres Weltbürgerſinnes ſich emporzuſchwingen vermöge.

In der That trug unſere klaſſiſche Literatur das ſcharfe Gepräge nationaler Eigenart, und Frau von Staël ſelbſt geſtand: wer nicht, wie ſie, halbdeutſches Blut in den Adern habe, werde ſich kaum verſucht fühlen, der wunderſamen Eigentümlichkeit des

deutschen Denkens nachzuspüren. Alle Tatkraft, alle Leidenschaft unserer Jugend ging in diesen literarischen Kämpfen auf, die nun bereits die dritte Generation deutscher Männer in ihren Zauberkreis zogen. Eine unübersehbare Menge neuer Ideen war im Umlauf; ein argloser Fremder — auch dies ist ein Geständnis der geistreichen Französin — konnte einen gewandten deutschen Schwäger, der nur anderer Gedanken nachsprach, leicht für ein Genie halten. Jener unersättliche Drang nach Mittheilung, der allen geistig produktiven Zeitaltern gemein ist, machte sich Luft durch einen massenhaften gehaltreichen Briefwechsel. Wie einst Hutten jede neue Offenbarung, die ihm aufging, alsbald frohlockend seinen humanistischen Freunden verkündigte, so scharte sich jetzt die unsichtbare Kirche der deutschen Gebildeten zu gemeinsamer freudiger Andacht zusammen. Im Gerichtssaale hinter den Altentischen verschlang der Vater Theodor Körners begierig die Werke der weimariischen Freunde; und wie oft ist Prinz Louis Ferdinand, als er mit seinem Regimente in Westfalen stand, nach durchschwelgter Nacht frühmorgens nach Lemgo hinübergeritten, um mit dem Rektor Reinert über Sophokles und Homer zu sprechen. Jedes Gedicht war ein Ereignis, ward in ausführlichen Briefen und Kritiken betrachtet, zergliedert, bewundert. Alle die unvermeidlichen Unarten literarischer Epochen, Klatsch und Parteigeist, Gefühlschwelgerei, Paradoxie und eitler Selbstbetrug hatten freies Spiel; doch selbst aus den Schwächen der Zeit sprach die Lebenskraft und Lebenslust eines hochbegabten und hochsinnigen Geschlechtes, dem die Welt der Ideen die allein wirkliche war. Ganz unbefangen lobte Wilhelm Humboldt die göttliche Anarchie des päpstlichen Roms, weil sie den Denker im Sinnen und Schauen nicht störe: — was galten ihm die Römer von Fleisch und Blut neben den Geisterstimmen, die aus den Marmorbildern des Vatikans redeten? Im selben Sinne beklagte Schiller die Leere seines revolutionären Zeitalters, das den Geist aufrege, ohne ihm einen Gegenstand — das will sagen: ein ästhetisches Bild — zu bieten.

Wer den tiefen heiligen Ernst dieses Idealismus und die Fülle geistiger Kräfte, welche er zu seiner Durchbildung aufbrauchte, gerecht würdigt, der wird die politische Unfähigkeit des Zeitalters nicht mehr räthselhaft finden. Die Kargheit der Natur setzt der Schöpferkraft der Völker wie der einzelnen ein festes Maß, verhängt über jedes große menschliche Wirken den Fluch der Einseitigkeit. Es war unmöglich, daß ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens zugleich die kalte Berechnung, den listigen Weltfinn, den entschlossenen Einmut und den harten Nationalhaß hätte besitzen sollen, welche den unerhörten Gefahren der politischen Lage allein Troß bieten konnten. Wie Luther seines Gottes voll für die Bilderpracht des leoninischen Roms kaum einen Blick übrig hatte, so wendeten die Helden der neuen deutschen Bildung absichtlich ihre Augen hinweg von der Verheerung, die über den deutschen Südwesten dahinslutete, und dankten mit Goethe dem Schicksal, „weil wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird.“

In der Freundschaft Schillers und Goethes fand die menschliche Liebenswürdigkeit und die schöpferische Macht der neuen Bildung ihren vollendeten Ausdruck. Die Deutschen rühmten sich von alters her, kein anderes Volk habe die Blüte der Männerfreundschaft, das neidlose treue Zusammenwirken großer Menschen zu großem Zwecke so oft gesehen; und unter den vielen schönen Freundschaftsbünden ihrer Geschichte war dieser der herrlichste. Zehn reiche Jahre hindurch überschütteten die beiden Freunde ihr Volk unablässig mit neuen Geschenken und bewährten selber den Goetheschen Spruch: Genie ist diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt. Und in solcher Fülle des Schaffens gaben sie doch nur einen Teil ihres Wesens aus; sie wußten, daß dauernder Nachruhm keinem gebührt, der nicht größer war als seine Werke.

Unvergesslich prägte sich in die Herzen der Jugend dies einzige Bild künstlerischer und menschlicher Größe: wie diese beiden durch Schicksal, Bildungsgang und Begabung so weit Geschie-

denen nach langer Verkenennung sich endlich fanden und dann auf der Höhe des Lebens in schlichter Germanentreue fest zusammenstanden, so einig in ihrem Wirken, daß sie selber nicht mehr wußten, wer die einzelnen Distichen des Xenientkampfes alle geschrieben hatte, und doch ein jeder des eigenen Wertes klar bewußt, in voller Freiheit gebend und empfangend, nicht im mindesten gemeint des Freundes Eigenart zu stören. Dort der verwöhnte Lieblingssohn des Glücks, mit Rang und Reichtum, Schönheit und Gesundheit verschwenderisch ausgestattet; hier der Hartgeprüfte, der jahrelang mit Krankheit und Entbehrung kämpfte und dabei in seinem Gemüte so stolz und frei blieb, daß keine Zeile seiner Werke die gemeinen Nöte seines Lebens erraten ließ. Der eine verweilte gelassen in sich selber, ganz unbekümmert um den Erfolg des Augenblicks; er ließ die goldenen Früchte seiner Dichtung ruhig reifen, bis er sie zur guten Stunde mit einem Drucke der Hand vom Aste brach; die deutsche Sprache offenbarte ihm ihre holdesten Geheimnisse, folgte gelehrig jedem Winke des Meisters; aus den Tiefen einer ewig frischen und lauterer Phantasie, aus den Weiten eines unermesslichen Wissens strömten ihm die Bilder und Gedanken ungesucht von selber zu. Den anderen durchglühte ein edler Ehrgeiz: er wollte siegen, jetzt und hier, er wollte die lichten Gedanken, die ihm das Herz bewegten, groß und prächtig ausgestalten, die träge Welt hinreißen, daß sie daran glaube und „allen Unrat der Wirklichkeit“ von sich schüttle; er nutzte jede Stunde, wie im Vorgefühl des nahen Todes, wußte die Lücken seiner minder vielseitigen Bildung durch rastlosen Fleiß immer zur rechten Zeit auszufüllen und als ein umsichtiger königlicher Haushalter jedes Wort aus seinem minder reichen Sprachschätze sicher und wirksam zu verwerten; den letzten Hauch seines feurigen Willens setzte er ein, bis ein erhebender und erschütternder Schluß gefunden war, während Goethe gemächlich so manchen herrlichen Torso halb behauen liegen ließ.

Dem wesentlich lyrischen Genius Goethes wurde jede Dichtung zum Bekenntnis, doch mitten in der Erregung des subjektiven

Gefühls erhielt er sich immer jene „gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit“, die er so gern als den unschuldigen produktiven Zustand des naiven Dichters pries. Wenn er mit seinen inneren Erfahrungen abschloß, so blieben die Leser stets in dem holden Wahne, als ob er ganz verschwände hinter den Gestalten, die von dem Blute seines Herzens getrunken hatten. Schillers dramatisches Genie schritt kühner in die objektive Welt hinaus. Suchend und wählend griff er oft nach Stoffen, die mit seinem inneren Leben ursprünglich nichts gemein hatten; aber wenn diese fremden Gestalten erst unter seinen bildenden Händen erwarmten, dann blies er sie an mit dem Odem seines eigenen heldenhaften Wesens und ließ sie das hohe Pathos seiner eigenen feurigen Empfindung so mächtig, so unmittelbar aussprechen, daß die Hörer immer nur seine Stimme zu vernehmen glaubten und ihn für einen subjektiven Dichter hielten. Beide Dichter verbunden mit der traumgängerischen Sicherheit des Genius die dem gesamten Zeitalter eigentümliche klare Bewußtheit des Denkens, sie liebten, sich und anderen Rechenschaft zu geben von den Gesetzen ihrer Kunst. Beide suchten die große Aufgabe der Zeit nicht in der ästhetischen Kultur allein; als Staatsmann, Naturforscher und Psycholog wirkte der eine, als Historiker und Philosoph der andere für die Vertiefung und Läuterung einer allseitigen Bildung. Beide fühlten sich eins mit ihrem Volke; sie ahnten es wohl, daß ihre Werke dereinst noch auf fremdem Boden Frucht bringen sollten, doch sie wußten auch, daß sie dem deutschen Leben ihre eigenste Kraft verdankten und das volle, innige, unwillkürliche Verständnis nur da finden konnten, wo deutsche Herzen schlugen: „Im Vaterlande schreibe was dir gefällt! Da sind Liebesbände, da ist deine Welt!“

Es gereicht aber der deutschen Rechtschaffenheit zur Ehre, daß selbst in diesem Zeitalter der ästhetischen Weltanschauung Schiller in der Gunst des Volkes höher stieg, als sein größerer Freund. Der Durchschnitt der Menschen erhebt sich nicht über den stofflichen Reiz der Dichtung, darum darf er auch die einseitig moralische Schätzung der Kunst nicht ganz aufgeben. Einem

gesunden Volke mußte Posa edle Schwärmerei und die Hoherzigkeit May Piccolominis teurer sein als das lose Treiben der Philinen und Mariannen. Nur reiche Gemüter blickten dem tiefen Strome der späteren Goethischen Dichtung bis auf den Grund, nur den Lebenskundigen ging das geheimnißvolle Leben seiner Gestalten auf, nur sinnige Naturen erkannten in seinen proteischen Wandlungen den immer sich selbst getreuen Genius wieder. Über diese Höchstgebildeten der Nation gewannen Goethes Leben und Werke nach und nach eine stille unwiderstehliche Gewalt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur immer mächtiger wurde; es ist sein Verdienst, daß Wilhelm Humboldt sagen konnte, nirgendwo sonst werde das eigentliche Wesen der Poesie so tief verstanden wie in Deutschland. Aus Luthers Tischreden hatten die Deutschen einst erfahren, was es heiße ganz in Gott zu leben, in jeder einfachen Schickung der vierundzwanzig Tagesstunden die Allmacht und Liebe des Schöpfers zu empfinden. Jetzt verkörperte sich die neue Humanität in einem gleich mächtigen und ursprünglichen Menschendasein; aus Goethes Leben lernte der frohe Kreis der dankbar Verstehenden, wie dem Künstlergeiste jede Erfahrung zum Bilde wird, wie die freieste Bildung zur Natur zurückkehrt, wie vornehmer Stolz mit Herzeinsinfalt und demokratischer Menschenliebe sich verträgt. Schillers Wirksamkeit ging, wie es das Recht des Dramatikers ist, mehr in die Breite; ihm gehörte das Herz der schwärmerischen Jugend; sein sittlicher Ernst packte die Gewissen; sein freudiger Glaube an den Adel der Menschheit war allen ebenso verständlich, wie die funkelnde Pracht seiner nichts verhüllenden Sprache. Es ist sein Verdienst, daß die Freude an der neuen Bildung sich in weiten Kreisen verbreitete — soweit diese Literatur volkstümlich sein konnte; durch die mächtige Rhetorik seiner Jungfrau von Orleans wurden sogar die Höfe von Berlin und Dresden aus ihrer gründlichen Prosa aufgeschüttelt. Goethe hatte schon als Jüngling an dem Bilde des Straßburger Münsters sich begeistert und damals schon, zuerst unter den Zeitgenossen, einen Einblick gewonnen in das Leben unseres Mittelalters; er liebte, das Alter-

tümliche in den Reichtum seiner Sprache aufzunehmen und neu zu beleben. Schiller dagegen war ein durchaus moderner Mensch, modern in Empfindung und Rede, ohne Sinn für das deutsche Altertum und ebendeshalb populärer; denn die Nation, die ihrer Vorzeit vergessen hatte, verlangte nach dem Neuen und Blanken.

In Italien verbrachte Goethe seine zweite Jugendzeit, er lebte sich ein in die klassische Formenwelt und ward im Altertum heimisch wie niemand seit Winckelmann. Nach den neuen Anschauungen, die ihm dort zuströmten, formte er nun die in den letzten zehn Jahren still empfangenen Werke und überraschte die Nation durch eine Reihe von Dichtungen, welche mit der Anschaulichkeit und der Lebenswärme seiner Jugendschriften eine den Deutschen noch ganz unbekannte stilvolle Hoheit und getragene Würde verbanden. Doch er mußte erfahren, daß die Masse der Leser seinem neuen Stile noch nicht folgen konnte und weder die zarte sinnvolle Schönheit der Iphigenia, noch die verhaltene tiefe Leidenschaft des Tasso recht verstehen wollte. Die Deutschen verloren den Dichter ganz aus den Augen, da er jetzt „in seiner Dachshöhle“ sich vergrub und durch jahrelange Forschung und Betrachtung ein Vertrauter der Natur wurde. Er wagte sich an das titanische Unternehmen, schrittweis aufsteigend von der einfachsten zu der höchsten Organisation die ganze Natur zu verstehen und verstehend mit ihr zu leben. Und dies wissenschaftliche Erkennen, „nie geschlossen, oft geründet“, war zugleich künstlerische Anschauung; er gab sich der Natur hin mit allen Kräften seiner Seele, so innig, so liebevoll, daß er seine geologischen Studien mit Recht „meine Erdfreundschaft“ nennen durfte. Die Forschung beirrte ihn nicht, sie bestärkte ihn in der naiven Weltanschauung des Dichters, der immer den Schwerpunkt der Welt im Herzen des Menschen sucht. Das All belebte sich vor seinen ahnenden Blicken, und indem er erkannte, wie das Ewige sich in allen Wesen fortregt, hielt er nur um so freudiger den Glauben fest an das selbständige Gewissen, die Sonne unseres Sittentages. Seit er den Gott

ahnte, der die Welt im Innersten bewegt, erschien die heitere Weltfreudigkeit seines Dichtergeistes verklärt durch die Weihe einer frommen, heiligen Andacht: „strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn!“

Unterdessen hatte Schiller, wie er selbst gesteht, im Poetischen einen völlig neuen Menschen angezogen und durch ernste philosophische Forschung die Erkenntnis gewonnen, daß unser Geschlecht nur durch die Kunst zur harmonischen Vollendung erzogen werde; nur in der Kunst sei der Mensch zugleich tätig und frei, nach außen wirksam und ganz bei sich selber. Damit war das innerste Herzensgeheimnis des Zeitalters kühnlich ausgesprochen. Tausend jubelnde Stimmen antworteten dem weckenden Rufe: „fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!“ und verkündeten die frohe Botschaft, daß der Künstler der vollkommene Mensch, daß alles Schöne gut und gut nur das Schöne sei. Zugleich ging der Dichter mit der Formlosigkeit seiner eigenen Jugendwerke streng, ja grausam ins Gericht und eroberte sich die lebendige Anschauung der antiken Formenreinheit. Erst durch Schiller ward Winkelmanns Werk vollendet; erst seit er in den Göttern Griechenlands die an der Freude leichtem Gängelbände regierten seligen Geschlechter des Altertums in brennender Farbenpracht verherrlicht hatte, wurde die Sehnsucht nach der erhabenen Einfalt der Antike, der Kultus des klassischen Ideals zum Gemeingute der gebildeten Deutschen. Wunderbar schnell lebte Schiller sich ein in diese Welt, die seiner Jugend so fremd gewesen, und fand mit genialer Sicherheit die treibende Kraft der alten Geschichte heraus, den letzten und höchsten Gedanken des Hellenentums: „ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!“

Als die beiden großen Dichter sich verbündeten, da galt es zunächst, diesen neuen Idealismus in der Welt durchzusetzen und zu behaupten, die Asterweisheit der hausbackenen Moral, der platten Nützlichkeitslehren, der phantastischen Unklarheit hinauszufegen aus dem Tempel der deutschen Muse, freie Bahn zu

schaffen für das wahrhaft Bedeutende und Schöpferische, der Mittelmäßigkeit zu zeigen, daß die Kunst für sie keinen Raum bietet. Diesem Zwecke diente der Xenienstreit, ein Parteikampf großen Stiles, der mit aller seiner Grobheit und Gehässigkeit doch notwendig war für die Entwicklung unseres nationalen Lebens; die Deutschen wußten wohl, daß hier um eine Lebensfrage ihrer Kultur gefochten wurde. Von dem tatenlustigen Freunde zu frischem Schaffen angeregt, zeigte sich nun Goethe in immer neuen Wandlungen. Schönheitsstrunken, heidnisch unbefangen wie ein rosenbekränzter Poet des Altertums, besang er in den Römischen Elegien die Freuden des lieberwärmten Lagers, und nur zuweilen, wenn er den majestätischen Ausblick auf das ewige Rom eröffnete, ließ er die Leser erraten, daß der Gedankenreichtum eines die Jahrhunderte überschauenden Geistes sich hinter der herzhaften Sinnlichkeit dieser lieblichen Verse verbarg. Bald darauf stand er wieder mitten in der deutschen Gegenwart und schilderte mit homerischer Einfalt die gesunde Kraft unserer Mittelstände, die schlichte Größe, die in der Kleinheit des befriedeten Hauses wohnt, und mahnte sein Volk, sich selber treu zu bleiben, in schwankender Zeit das Seine zu behaupten. Die warme treue Liebe zum Vaterlande, die aus Hermann und Dorothea sprach, machte auf die bildungsstolzen Zeitgenossen geringen Eindruck. Aber mit Entzücken erkannten sie sich selber wieder in den Gestalten des Wilhelm Meister: in diesen staatenlosen Menschen ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Beruf, die von aller Gebundenheit des historischen Daseins frei, nur einen Lebensinhalt kennen: den leidenschaftlichen Drang nach menschlicher Bildung. In dieser Odyssee der Bildung hielt Goethe seinem Zeitalter einen Spiegel vor, der alle Züge jener literarischen Epoche, ihre Schwächen wie ihre Lebensfülle, in wunderbarer Klarheit wiedergab, und löste zugleich, was noch keinem Poeten ganz gelungen war, die höchste Aufgabe des Romandichters: er zeigte, wie das Leben den strebenden und irrenden Menschen erzieht.

Minder vielseitig, aber rastlos mit seinem Pfunde wuchernd

errang sich Schiller indessen die Herrschaft auf der deutschen Bühne. Die gewaltsame dramatische Aufregung, welche Goethe gern von sich fern hielt, war ihm Bedürfnis; glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume, das Schmettern der Trompeten, das Rauschen der Fahnen und der Klang der Schwerter verfolgten ihn noch bis auf sein Todesbette. Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden. Auch seine kleineren Gedichte verweilten mit Vorliebe bei den Anfängen des Staatslebens, veranschaulichten in mannigfachen geistvollen Wendungen, wie der heilige Zwang des Rechts die friedlosen Menschen menschlich aneinander bindet, wie die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl. Schöner als in dem Liede von der Glocke ist die Verkettung des einfachen Menschenlebens mit den großen völkererhaltenden Mächten des Staates und der Gesellschaft niemals geschildert worden.

Wie tief er auch seine „prosaische“ Zeit verachtete, wie stolz er auch jeden Versuch tendenziöser Dichtung von sich wies, dieser ganz auf die historische Welt gerichtete Geist war doch erfüllt von einem hohen politischen Pathos, das erst die Nachlebenden völlig begreifen sollten. Es war kein Zufall, daß er sich so lange mit dem Gedanken trug, die Taten Friedrichs in einem Epos zu besingen. Als die Deutschen selbst zur Befreiung ihres Landes sich rüsteten, da ward ihnen erst das farbenglühende Bild der Völkerhebung in der Jungfrau von Orleans recht verständlich; als sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft sich wieder auf sich selber besannen, da würdigten sie erst ganz die Größe des Dichters, der ihnen in seinen beiden schönsten Dramen die vaterländische Geschichte so menschlich nahe gebracht hatte. Die entsetzlichste Zeit unserer Vergangenheit gewann durch seine Dichtung ein so frisches, freudiges Leben, daß der Deutsche sich noch heute im Lager Wallensteins fast heimischer fühlt,

als unter friderizianischen Soldaten; aus den Kämpfen der handfesten deutschen Bauern des Hochgebirges gestaltete er das verklarte Bild eines großen Freiheitskrieges und legte alles darin nieder was nur ein hoher Sinn über die ewigen Rechte des Menschen, über den Mut und Einmut freier Völker zu sagen vermag. Der Tell sollte bald für unser politisches Leben noch folgenreicher werden als einst Klopstocks Bardengesänge. An diesem Gedichte vornehmlich nährte das heranwachsende Geschlecht seine Begeisterung für Freiheit und Vaterland; die ganz dramatisch gedachte Mahnung: „seid einig, einig, einig!“ erschien den jungen Schwärmern wie ein heiliges Vermächtnis des Dichters an sein eigenes Volk.

Die nationale Bühne freilich, worauf seit Lessing alle unsere Dramatiker hofften, ist auch durch Schiller den Deutschen nicht geschenkt worden, weil kein einzelner Mann sie zu schaffen vermochte. Schiller strebte nach einem nationalen Stile, der das Echte und Große der älteren Dramatik, den Gestaltenreichtum, die bewegte Handlung und die tiefe Charakteristik Shakespeares, den lyrischen Schwung der antiken, und die strenge Komposition der französischen Tragödie bewußt und selbständig in sich vereinigen und darum dem Charakter unserer neuen Bildung entsprechen sollte. Aber es fehlte dem Dichter der lebendige Verkehr mit dem Volke. Nur der brausende Jubelruf einer großstädtischen Hörerschaft zeigt dem Dramatiker, wann er das allen Gemeine, das wahrhaft Volkstümliche gefunden hat. Die Handvoll trübseliger Kleinbürger im Parterre des weimarischen Theaterschuppens waren kein Volk, und die vornehmen Schöngeister in den Logen des Hofes zollten den Experimenten geistreich spielender Willkür den gleichen, ja vielleicht noch lebhafteren Beifall wie dem einfach Großen. Es fehlte den Deutschen überhaupt, wie Goethe klagte, „eine Nationalkultur, die den Dichter zwingt, die Eigenheiten seines Genies ihr zu unterwerfen“. Fast nur gebend, wenig empfangend standen die Dioskuren von Weimar ihrem Volke gegenüber, das sie erst emporhoben zu reinerer Bildung. Darum sind beide nach mannigfachen Ver-

suchen mit Trilogien und Einzeldramen, mit Jamben und Reimpaaren, mit Chorgesängen und melodramatischen Einlagen doch nicht dahin gelangt, für unser Drama eine Kunstform zu schaffen, die als die nationale anerkannt wurde. Wie die feierliche, übertrieben pathetische Deklamation der weimarischen Schauspieler im übrigen Deutschland nicht zur Herrschaft kam, so trieben auch die dramatischen Dichter nach Willkür und Laune ihr Wesen, jeder von vorn beginnend, jeder bemüht durch neue Künste und Künsteleien alle anderen zu übertreffen. Unsere Bühne bot ein Bild der Anarchie, das freilich auch allen Zauber der ungebundenen Freiheit zeigte. Niemand hat die kleinliche Zersplitterung des deutschen Lebens und ihre verderbliche Einwirkung auf die Kunst schmerzlicher empfunden als Goethe. Über seinen Wilhelm Meister sagte er geradezu: da habe er nun „den elendesten Stoff, Komödianten und Landebelleute“ wählen müssen, weil die deutsche Gesellschaft dem Dichter keinen besseren biete; und im Tasso schilderte er die trotz aller Feinheit der Bildung doch drückende Enge des Lebens an kleinen Höfen mit einer Bitterkeit, welche nur aus selbsterlebter Pein stammen konnte.

Nicht bloß die natürliche Anlage des deutschen Geistes, der am Gestalten der Charaktere mehr Freude findet als am Erfinden spannender Situationen, sondern vor allem die Verkümmernng unseres öffentlichen Lebens hat es verschuldet, daß der Humor, der noch in unserem lebensfrohen sechzehnten Jahrhundert so prächtige Funken schlug, in dieser Blütezeit deutscher Dichtung sich so selten zeigte. Das Lustspiel konnte dem kühnen Aufschwunge der Tragödie nicht folgen. Die Komödie wurzelt immer in der Gegenwart und blüht nur in Völkern, die unbesorgen an sich selber glauben, sich herzlich wohl fühlen in der eigenen Haut; sie bedarf fester nationaler Sitten und Anstandsbegriffe, wenn sie nicht willkürlich, gemeinverständlicher sozialer Kämpfe und Interessen, wenn sie nicht platt werden soll. Von alledem waren in der langsam wieder auflebenden deutschen Nation erst schwache Anfänge vorhanden. Der beliebteste Lustspielsdichter der Zeit, Molière, ein Talent von unver-

ächtlicher komischer Kraft, widerte edlere Naturen an, nicht bloß durch die angeborene Gemeinheit eines durchaus flachen Geistes, sondern mehr noch durch die Erbärmlichkeit der Verhältnisse, die er schilderte, und durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls, das zwischen weinerlicher Schwäche und schmunzelnder Frechheit haltlos schwankte. Auch Jean Paul, der einzige, der damals mit hohen künstlerischen Absichten sich dem Dienste der komischen Muse widmete, ward durch die zerfahrene Unfertigkeit des deutschen geselligen Lebens zugrunde gerichtet. Seine Gestalten bewegen sich bald in der schweren Sticlust unfreier, arm-seligler Kleinstädtereier, bald in dem dünnen Äther idealer Bedürfnislosigkeit, wo die Menschenbrust nicht mehr atmen kann. Die Schwärmerei seiner warmherzigen Menschenliebe gibt ihm doch keinen festen sittlichen Halt; nach Lust und Laune rüttelt er in frivolem Spiele an den ewigen Gesetzen der sittlichen Welt, um nachher wieder in verhimmelten Gefühlen zu schwelgen und seine Liebenden „im kurzen seligen Elysium des ersten Kusses wohnen“ zu lassen. Das unsichere Stilgefühl der Leser gestattet seinem Humor jede Willkür; ungescheut läßt er der natürlichen Formlosigkeit des deutschen Geistes die Zügel schießen, verrenkt die Sprache und überladet sie mit schwülstiger Künstelei.

Goethes klaren Blicken entgingen die sittlichen Gefahren der ästhetischen Weltanschauung nicht; warnend hat er der Jugend zugerufen: „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht!“ Aber ein reiches Geschlecht war es doch, das so zügellos dem Drange seines Herzens nachging. Alle Schleusen des deutschen Genius schienen aufgezo-gen: unsere Musik erlebte ihr klassisches Zeitalter, in der Philologie schlug F. A. Wolf, in den bildenden Künsten Asmus Carstens neue kühne Bahnen ein. Selbst die gesellige Anmut, die sonst deutscher Wahrhaftigkeit wenig zusagt, kam in den Kreisen der Auserwählten zu reizender Entfaltung; geistreicher, verführerischer als in Caroline Schellings Briefen hat Weiberliebe und Weiberbosheit selten geredet. Und wie mochte man ohne Freude den edlen Fürsten betrachten, der alle diese großen Menschen frei gewähren ließ, der sie alle

verstand und dabei so fest und stattlich sich selbst behauptete? Ganz unbekümmert stürmte Karl August ins junge Leben, bis eigene Erkenntnis, nicht fremder Rat ihn lehrte, „nach und nach die freie Seele einzuschränken“.

Wenn die altfranzösischen Edelleute, die Talleyrand, Segur, Vigne, damals zu behaupten pflegten, wer nicht die letzten Zeiten des alten Königtums vor dem Jahre 89 mit erlebt, der wisse nicht was Leben heißt, so konnten Deutschlands Dichter und Denker mit besserem Rechte das gleiche von ihrem goldenen Zeitalter sagen. Eine wunderbare Dichtigkeit des geistigen Daseins gestattete jedem seine Gaben in Genuß und Tat nach allen Seiten hin harmonisch zu entfalten; und es entsprach nur den wirklichen Zuständen, wenn die schöne Geselligkeit sich besser dünkte als der geistlose Staat, wenn die Briefe Schillers und Goethes immer wieder die Sorge aussprachen, daß nur der Staat ja nicht „die Freiheit des Partikuliers“ antaste. Wie diese Künstlerwelt sich zum Staate stellte, das zeigte Wilhelm Humboldt vornehm und geistvoll in seiner Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates: der höchste Zweck des Lebens, die Erziehung des Menschen zur Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung, wird nur erreicht, wenn der einzelne in Freiheit und in mannigfaltigen Situationen sich bewegt; darum muß die Zwangsanstalt des Staates auf die Sicherung von Hab' und Leben sich beschränken, in allem sonst den königlichen Menschen frei schalten lassen; der Staat steht um so höher, je reicher und selbständiger sich die Eigenart der Personen in ihm gestalten darf. So wurde die Kantische Lehre vom Rechtsstaate im ästhetischen Sinne weiter gebildet; die dürre Doktrin des naturrechtlichen Individualismus gewann Reiz und Leben seit sie mit dem Kultus der freien Persönlichkeit sich vermählte. Die Bewunderer des klassischen Altertums predigten die Flucht vor dem Staate, das genaue Gegenteil hellenischer Tugend.

Bald genug sollte ein furchtbares Erwachen dem seligen Traume folgen; bald genug sollte der Bildungsstolz erfahren, daß für edle Völker Eines noch schrecklicher ist als das Banausen-

tum: — die Schande. Dennoch trifft die Helden der deutschen Dichtung in keiner Weise der Vorwurf, als ob sie irgendeine Mitschuld trügen an der Demütigung ihres Vaterlandes. Der Verfall des alten deutschen Staates war entschieden; die Teilnahme unserer Dichter an den politischen Ereignissen der Zeit konnte das Verhängnis nicht wenden, konnte nur sie selber dem Ewigen entfremden. Sie hüteten das Eigenste unseres Volkes, das heilige Feuer des Idealismus, und ihnen vornehmlich danken wir, daß es noch immer ein Deutschland gab, als das deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung der freien Persönlichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor.

In dem Gedichte, das stolz und spröde wie kein zweites die Verachtung der Idealisten gegen die schlechte Wirklichkeit aussprach, in Schillers Reich der Schatten standen die Worte:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,  
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Der Dichter ließ sie unverändert, obgleich Humboldt ihm treffend bemerkte, sie gäben den ästhetischen Grundgedanken des Gedichtes nicht rein wieder. Und er wußte was er tat. Denn die Bildung, welche er mit seinen Freunden verkündigte, war nicht beschaulicher Genuß, sondern freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst der Idee; sie schwächte nicht, sie stählte ihren Jüngern die Kraft des Willens, erfüllte sie mit jener Sicherheit der Seele, die „schlechterdings alles was Schicksal heißt als ganz gleichgültig“ ansah, wie Genz von seinem Humboldt rühmte. Dieser aktive Humanismus war weder weichmütig, noch staatsfeindlich, er hatte nur das Wesen des Staates noch nicht verstanden und bedurfte nur der Schule der Erfahrung um alle Tugenden des Bürgers und des Helden aus sich heraus zu bilden. Wenn derselbe Humboldt, der jetzt die Flucht vor dem Staate predigte, späterhin in fester Treue seinem Staate diente, so widersprach er sich nicht selber, sondern schritt nur weiter auf

dem eingeschlagenen Wege: er hatte gelernt, daß der Adel freier Menschenbildung in einem unterdrückten und entehrten Volke nicht bestehen kann.

Unterdessen begann bereits in der Literatur selbst eine neue Strömung, welche die Deutschen zu einem tieferen Verständnis vom Staat und Vaterland führen sollte. Das erste Auftreten der jungen romantischen Schule erschien zunächst als ein sittlicher und künstlerischer Verfall. Waren die beiden letzten literarischen Generationen an edlen, liebenswerten Menschen überreich gewesen, so nahm jetzt die Zahl der Eitlen, der Lüsternen, der Überbildeten bedenklich zu. Der Sturm und Drang, dessen das aufsteigende Dichtergeschlecht sich rühmte, war nicht mehr naive jugendliche Leidenschaft, sondern zeigte bereits den Charakter des Epigonentums. Statt der einfältigen Lust am Schönen herrschte ein krankhafter Ehrgeiz, der um jeden Preis das Niedagewesene leisten wollte, und treffend sagte Goethe von seinen Nachfolgern: „sie kommen mir vor wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen.“

Die dichterische Kraft der Romantiker blieb weit hinter ihren großen Absichten zurück; schon den Zeitgenossen fiel es auf, daß ihre Phantasie immer laut rauschend mit den Flügeln schlug ohne je in rechten Schwung zu kommen. Ihre Führer waren, obgleich sie hochmütig lärmend auf das Recht des Genies zu trozen liebten, mehr feingebildete Kenner als schöpferische Dichter, ihre Kunst mehr ein absichtliches Experimentieren als unbewußtes Schaffen; statt jener Goetheschen „Verliebtheit ins Reale“ sollte die Ironie, die Todfeindin aller Naivität, jetzt die echte poetische Stimmung sein. Der schöne Ausspruch: edle Naturen zählen mit dem, was sie sind — diente der anmaßlichen Unsruchtbarkeit zum Lotterbette. Spielende Willkür verwischte die Grenzen aller Kunstformen, verdarb die Keuschheit der Tragödie durch Operngesänge, führte die Zuschauer als Mitredende in die dramatische Handlung ein, brachte die unverständlichen Empfindungen entlegener Völker und Zeiten auf die Bühne,

die doch stets im edlen Sinne zeitgemäß bleiben und nur darstellen soll, was die Hörer mitfühlen. Die Sprache war nunmehr, nach Schillers Worten, durch große Meister so weit gebildet, daß sie für den Schriftsteller dichtete und dachte; das junge Geschlecht mutete ihr das Unmögliche zu, sang von klingenden Farben und duftenden Tönen. Die Schranken zwischen Poesie und Prosa stürzten ein, die Dichtung erging sich in Betrachtungen über die Kunst, die Kritik in phantastischen Bildern. Die Kunst war Wissenschaft, die Wissenschaft Kunst; alle Offenbarungen des Seelenlebens der Menschheit, Glauben und Wissen, Sage und Dichtung, Musik und bildende Künste entströmten dem einen Ozean der Poesie, um wieder in ihn zurückzufließen.

So gelangten die Romantiker, während sie beständig von volkstümlicher Dichtung sprachen, zu einer phantastischen und überbildeten Weltanschauung, die nur wenigen Eingeweihten, und auch diesen kaum, verständlich war. Von ihrer Zuchtlosigkeit und zugleich von ihrem Unvermögen gab Friedrich Schlegels Lucinde ein trauriges Zeugnis: da schwelgte eine künstlich erhitze Phantasie in „Dithyramben über die schönste Situation“, ohne jemals sinnlich warm und anschaulich zu werden, es war wie das Irrereden eines trunkenen Pedanten. Auch die Philosophie wurde von dem Übermute und der Unklarheit der Romantik angekränkt. Sie war bisher von den weltbürgerlichen Einwirkungen, welche die übrige Literatur ergriffen, gar nicht berührt worden, sondern hatte sich eine selbständige Ideenwelt geschaffen, die dem Auslande ebenso unfaßbar blieb wie die Terminologie der deutschen Philosophen. Der Genius unserer Sprache, der zu geistvoller, vielsagender Unbestimmtheit neigt, kann den mystischen Neigungen der deutschen Natur nur zu bereitwillig entgegen; die romantische Schwärmerei mußte ihnen vollends verhängnisvoll werden. Wenn der junge Schelling, durch Goethes Ideen angeregt, sich vermaß die Natur zu verfolgen, wie sie sich in allem Lebendigen auseinandersetzt, so eröffnete er allerdings mit erstaunlicher Kühnheit dem philosophischen Denken ein völlig neues Gebiet; doch ihm fehlte gänzlich jene tiefe

Bescheidenheit, welche Kant in seinen verwegensten Spekulationen nie verleugnet hatte. Die Inspiration der „intellektuellen Anschauung“, die im Bereiche der Erfahrungswissenschaften schlechterdings nur zu genialen Hypothesen anregen kann und sich immer erst durch empirische Beweise rechtfertigen muß, sollte ihm die Beobachtung und Vergleichung ersetzen. Durch willkürliches Konstruieren, aus der Phantasie heraus, wählte er der Natur die Geheimnisse zu entreißen, welche sie allein dem liebevollen, entsagenden Fleiße enthüllt. Das nüchterne Forschen überließ man verächtlich den geistlosen Handwerkern; die gute Gesellschaft schwärmte für die Naturphilosophie oder lernte befriedigt aus Galls Schädellehre, wie leicht und spielend der geniale Mensch die dunkelsten Probleme der Psychologie und Naturwissenschaft bewältigen könne. Alle Schäden der Überbildung begannen sich zu zeigen; der geistige Hochmut stellte launisch die welterhaltenden Gesetze des sittlichen Lebens in Frage, schaute mit geringschätzigem Lächeln auf den moralischen Pedanten Schiller herunter. Schwächere Naturen verfielen einer übergeistreichen Mattheizigkeit, lernten alle Dinge von allen Seiten zu betrachten und verloren inmitten der entgegengesetzten Gesichtspunkte, welche der Gedankenreichtum der Zeit einem jeden darbot, die Kraft zu selbständigem Denken und Wollen; wer eine historische Erscheinung theoretisch erklärt und verstanden hatte, wählte sie auch gerechtfertigt zu haben.

Gleichwohl ist die romantische Dichtung für unser Leben überaus fruchtbar geworden, weniger durch ihre eigenen Kunstwerke, als durch die Anregung, die sie der Wissenschaft gab, durch den neuen weiten Gesichtskreis, den sie dem gesamten Fühlen und Denken der Nation erschloß. Sie verfeinerte und vertiefte das Naturgefühl, weckte das Verständnis für die Seele der Landschaft, für den ahnungsvollen Zauber der Walbeinsamkeit, der Felsenwildnis, der moosbedeckten Brunnen. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sich, gleich den alten, in der reichangebauten fruchtbaren Ebene wohlfühlt, die neue Zeit suchte nach den romantischen Reizen der Natur; die Jugend lernte die unschul-

digen Freuden der frischen, freien Wanderlust wieder schätzen, das Volk bis tief in die Mittelstände herab ward nach und nach um eine Fülle neuer Anschauungen reicher. Die Welt des Märchenhaften, Geheimnisvollen, Dunkelflaren wurde jetzt erst der deutschen Dichtung ganz erschlossen. Ihre Traumgestalten traten nicht so rund, klar und fertig heraus wie die Gebilde der klassischen Kunst; doch sie hoben sich ab von einem tiefen Hintergrunde und schienen ins Unendliche hinauszudeuten, und über ihnen lag der Dämmerchein der „mondbeglänzten Zauber-  
nacht, die den Sinn gefangen hält“. Uralte, längst verschollene Empfindungen des germanischen Volksgemüths wurden wieder lebendig.

Die Romantiker fühlten, daß die klassischen Ideale das innerste Leben unseres Volkes nicht vollständig wiedergaben; sie suchten nach neuen Stoffen, durchstreiften als wagemuthige Konquistadoren die weite Welt, bis zu der Wiege der Menschheit in Indien, bis zu den stillen Naturvölkern in den vergessenen Winkeln der Erde. Überall wo nur die Allzeugerin Poesie in Sprache, Kunst und Religion sich entfaltet hatte, suchte man sie auf und strebte ihre Offenbarungen dem deutschen Genius zu vermählen: wie einst die Römer die Götterbilder der Unterworfenen in ihrem Pantheon aufstellten, so sollte das neue Herrschervolk im Reiche des Geistes, das alle anderen Nationen zu durchschauen und zu überschauen meinte, die Dichtungen aller Länder in getreuen Nachbildungen sich zu eigen machen. Der feine Formensinn und die sinnige weibliche Empfänglichkeit A. W. Schlegels brachten die deutsche Übersetzerkunst zur Blüte. Rasch nacheinander erschienen Shakespeare, Cervantes, Calderon, eine Menge anderer glücklicher Übersetzungen. Die deutsche Poesie zeigte sich jeder noch so fremdartigen Aufgabe gewachsen, ja sie lief schon Gefahr einer virtuosen Formenspielerei zu verfallen, die ihrem innersten Wesen widersprach: denn in allen ihren großen Zeiten hatten die Germanen den Inhalt höher geschätzt als die Form. Aber einen unschätzbaren, bleibenden Gewinn brachten die kühnen Entdeckungsfahrten der Romantiker:

in ihrem Kreise zuerst erwachte der historische Sinn, der dem philosophischen Jahrhundert immer fremd geblieben. In seinen literarhistorischen Vorlesungen führte A. W. Schlegel, an Herders Ahnungen anknüpfend, den großen Gedanken durch, daß die Kunst im nationalen Boden wurzele, daß jedes Volkes Sprache, Religion und Dichtung als ein notwendiges Werden, als die Entfaltung des Volksgeistes zu verstehen sei. So ward der Grund gelegt, auf dem sich dereinst der stolze Bau der vergleichenden Sprachforschung, der Literatur- und Kunstgeschichte erheben sollte.

Und eben dies Schweifen in die Ferne führte die Romantiker wieder zur Heimat zurück. Da sie überall in der Geschichte nach dem Volkstümlichen und Ursprünglichen suchten, so gelangten sie endlich auf seltsamen Umwegen zu der Frage: wie sich denn dies neue deutsche Volk gebildet habe? Sie faßten sich das Herz dem vaterländischen Altertume wieder ins Gesicht zu schauen, und es erschien dem neuen Geschlechte zuerst so fremd, wie dem Manne sein eigenes Knabenbildnis. Die Deutschen entdeckten mit freudiger Beschämung, wie lächerlich wenig sie doch von dem Reichtum des eigenen Landes gekannt hatten. Die verrufene finstere Nacht des Mittelalters leuchtete wieder in freudigem Glanze. Ein farbenreiches Gewimmel fremdartiger Gestalten, Mönche und Minnesänger, heilige Frauen und Gottesstreiter, bewegte sich vor den entzückten Blicken; die Stauferkaiser, deren Name kaum noch in Schwaben dem Volke bekannt war, erschienen wieder als die ritterlichen Helden der Nation. Der Händler auf den Jahrmärkten, der die Lösspapierausgaben alter Volksbücher für den kleinen Mann feil bot, setzte seine Ware jetzt zuweilen auch an gelehrte Herren ab. Die vornehmen Leute horchten auf, wenn die Magd den Kindern Märchen erzählte, und unter den Eingeweihten ging die Rede, daß in den Mythen des altgermanischen Heidentums noch ein unerschöpflicher Schatz gemütvollen Tieffinns verborgen liege. Johannes Müller gab in seiner Schweizergeschichte zum ersten Male eine ausführliche Schilderung mittelalterlichen Lebens, die trotz ihrer geschraubten und gesuchten Rhetorik doch tief und lebendig war

und eine Menge neuer Gesichtspunkte aufstellte; er war es auch, der zuerst auf die heldenhafte Großheit des Nibelungenliedes hinwies. Im Jahre 1803 erschien Tiecks Sammlung der deutschen Minnelieder. Drei Jahre darauf ließ Schenkendorf seinen Hilferuf erschallen gegen die Nützlichkeitsbarbaren, die sich an dem altehrwürdigen Hochmeisterschlosse zu Marienburg vergreifen wollten; die vielverspottete Gotik wurde jetzt unter dem Namen der altdeutschen Baukunst gepriesen.

So begann von allen Seiten her die Einklehr in das deutsche Leben; ein großer Umschwung kündigte sich an, der bald nachher durch den Druck des fremden Joches, durch das Erwachen des Nationalhasses beschleunigt wurde. Die ästhetische Freude am Alten und Volkstümlichen machte die Romantiker zu Gegnern der Revolution; sie haßten „den glattgewalzten Rasen“ der modernen Rechtsgleichheit, sie haßten das Naturrecht, das die schöne Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen unter die Schere seiner kalten Regeln nahm, sie verabscheuten das neue Weltreich, das den Reichtum nationaler Staats- und Rechtsbildungen zu zerstören drohte. Es geschah zum ersten Male in aller Geschichte und konnte nur in einem so durchaus idealistischen Volke geschehen, daß eine ursprünglich rein ästhetische Bewegung die politischen Anschauungen verjüngte und umgestaltete. Für dies Geschlecht war die Poesie wirklich der Ozean, dem alles entströmte. Wenn Wissenschaft, Glauben und Kunst als die notwendigen Gebilde des Volksgeistes verstanden werden sollten, so doch sicherlich auch Recht und Staat; früher oder später mußte dieser notwendige Schluß gezogen und der Gedanke des nationalen Staates für die deutsche Wissenschaft erobert werden. Die Verbindung zwischen Friedrich Genz und der romantischen Schule beruhte auf dem Gefühle einer tiefen inneren Verwandtschaft, und geradezu aus den geschichtsphilosophischen Ideen und Ahnungen der Romantiker ist nachher die historische Staatslehre Niebuhrs und Savignys hervorgegangen.

Ebenso folgenreich wurde die Wiederbelebung des religiösen Gefühls, die sich in dem jungen Geschlechte vorbereitete. Die

Klassische Dichtung hielt sich dem kirchlichen Leben fern; sie wollte „aus Religion“ keine der bestehenden Religionen bekennen, obgleich sie mit den sittlichen Grundgedanken des Protestantismus innig verwachsen war. Kant sah in der Religion die Erkenntnis unserer Pflichten als göttlicher Gebote, die Aufnahme des Göttlichen in den Willen; seine erhabene Strenge wurde den Gefühlen des gläubigen Herzens, dem Drange der Erhebung und Ergebung nicht völlig gerecht. Eben diese wunderbare Welt des Gefühls, der ahnenden Sehnsucht zog die Blicke der Romantiker unwiderstehlich an. Während ihre Schwarmgeister an der sinnlichen Schönheit des katholischen Kultus sich berauschten oder nach einer neuen ästhetischen Weltreligion suchten, stand der junge Schleiermacher fest auf dem Boden des Protestantismus. Sein Geist war zu sehr auf die Welt des Handelns gerichtet, um, gleich den weimarischen Poeten, die Wirklichkeit über dem heiteren Spiele der Kunst zu vergessen, und doch zu künstlerisch, um bei der unerbittlichen allgemeinen Regel des kategorischen Imperativs sich zu beruhigen. Die Persönlichkeit, die ihre Eigenart frei entfaltet und zugleich den großen objektiven Ordnungen des Staates und der Gesellschaft sich mit Bewußtsein einfügt, war ihm die individuelle Form des allgemeinen Sittengesetzes. In seinen Reden über die Religion hielt er ihren gebildeten Verächtern die Mahnung entgegen: „die Religion haßt die Einsamkeit,“ und zeigte, wie sie ihre Wurzeln im Gefühle habe, wie sie ein ursprüngliches, allem Handeln und aller Lehre vorangehendes Leben sei, eine sittliche Macht, wirksam in allen Menschen; nur durch sie könne der Mensch mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke. Und mit einem patriotischen Stolze, der schon die Stimmungen späterer Jahre vorausnahm, wies er auf die unbezwingliche Macht der Heimat des Protestantismus: „denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt.“ Wie er die philosophische Selbstgenügsamkeit zum religiösen Gemeinleben heranrief, so wollte er sie auch die Würde des Staates erkennen lehren: der Staat ist das schönste Kunstwerk

der Menschheit, gibt dem einzelnen erst den höchsten Grad des Lebens, sein Zwang darf also nicht als lästige Beschränkung empfunden werden.

Zu verwandten Anschauungen gelangte auch jener gestrenge steifnackige Denker, dem Schleiermachers Gemütsreichtum als weibliche Schwäche erschien; denn nur unter beständigen Kämpfen trotziger, eigenrichtiger Persönlichkeiten vollendete sich die literarische Bewegung, die uns Rückschauenden heute so einfach, so notwendig erscheint. Mit Fichtes Philosophie sprach der transzendente Idealismus sein letztes Wort. Er bestritt der Welt der Erfahrung kurzweg jede Realität: nur weil das sittliche Handeln eine Bühne fordere, nur deshalb sei der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als wirklich anzunehmen. Auch in seinen politischen Schriften schien der verwegene Mann alle Schranken der historischen Wirklichkeit zu mißachten. Das Ideal des Zeitalters, den ewigen Frieden, wollte er verwirklichen durch die völlige Aufhebung des Welt Handels, dergestalt, daß die „geschlossenen Handelsstaaten“ nur noch durch den Austausch wissenschaftlicher Gedanken miteinander verkehrten; und in seinen Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters rühmte er geradezu als das Vorrecht des sonnenverwandten Geistes, daß er sich von der Scholle löse und als ein Weltbürger sein Vaterland da finde, „wo Licht ist und Recht“. Und doch redete schon aus diesen Vorträgen ein tatenfroher Sinn, der über die Welt der Theorie hinausstrebte. Jeder Satz predigte den strengen Dienst der Pflicht; es gibt nur eine Tugend: sich selbst als Person zu vergessen, und nur ein Laster: an sich selbst zu denken. Der also sprach, wußte selber noch nicht recht, daß er in seinen herben Mahnungen an die schlaffe Zeit die mannhaften Tugenden des alten Preußens verherrlichte. Nur als eine kühne Ahnung warf er den Gedanken hin, der mit seinen weltbürgerlichen Träumen in schneidendem Widerspruche stand: am letzten Ende sei doch der Staat der Träger aller Kultur und darum berechtigt, jede Kraft des einzelnen für sich in Anspruch zu nehmen.

Also bereitete sich im Schoße der Literatur selber eine neue politische Bildung vor. Wer die unheimlichen Widersprüche der deutschen Zustände nur flüchtig betrachtete — solche Blüte des geistigen und solchen Jammer des politischen Lebens dicht nebeneinander — der mochte sich wohl an jene Zeiten des makedonischen Philippos gemahnt fühlen, da die Thebaner auf dem Grabe griechischer Freiheit, auf dem Schlachtfelde von Chaironeia das herrliche Löwendenkmal errichteten und Sykurgos das besiegte Athen mit seinen Prachtbauten schmückte: ganz so unsicher wie einst Hellas zwischen Persien und Makedonien stand das gedanken schwere Deutschland zwischen Österreich und Frankreich. In Wahrheit lagen die deutschen Dinge keineswegs so hoffnungslos. Der trübselige Spruch, daß die Gule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginne, gilt für Hellas, nicht für Deutschland. Unsere klassische Literatur war nicht das Ausklingen einer alten Gesittung, sondern der vielverheißende Anfang einer neuen Entwicklung. Hier faßte kein Aristoteles die letzten Ergebnisse einer Kultur, die zu Grabe ging, in einem großen Gedankensysteme zusammen, sondern ein junges, in allen seinen Verirrungen lebensfrohes und zukunftsicheres Geschlecht überraschte die Welt mit immer neuen Entdeckungen. Keinen Augenblick ist den geistigen Führern der Nation der Glaube an Deutschlands große Bestimmung abhanden gekommen. Trotz ihrer elenden Verfassung, sagte A. W. Schlegel, und trotz ihrer Niederlagen bleiben die Deutschen doch die Rettung Europas. Im selben Sinne schrieb Novalis: während andere Völker in Parteikämpfen oder in der Jagd nach dem Gelde ihre Kraft vergeudeten, bilde sich der Deutsche mit allem Fleiße zum Zeitgenossen einer höheren Epoche der Kultur und werde im Laufe der Zeit ein großes Übergewicht über die anderen erlangen. Selbst der schwermütige Hölderlin, dem die Ohnmacht der „tatenarmen und gedankenvollen“ Deutschen am Herzen fraß, rief doch in freudiger Ahnung:

Oder kommt, wie der Blitz aus dem Gewölke kommt,  
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher halb?

Die Gesinnung der Knechte ist diesem Geschlechte von Dichtern und Denkern immer fremd geblieben. Wohl sendete auch Deutschland seine Pilger zu dem großen Fremdenzuge, der während des Konsulats und der ersten Jahre des Kaiserreichs von allen Enden Europas nach Paris strömte. Die ersten Kunstschätze der Erde lagen dort aufgespeichert, wie einst im kaiserlichen Rom, und wieder wie in den Tagen des Augustus versammelte sich ein weltbürgerliches Publikum, das mit seinem Urtheil aus dem Schönen das Schönste herausfand; erst in der Weltgalerie des Louvre ist die überwältigende Größe Raffaels erkannt worden. Den deutschen Schönegeistern ward es in den heimischen Kleinstädten zu eng, sie eilten nach der Seine und berauschten sich an den edlen wie an den gemeinen Freuden der Hauptstadt der Welt. Aber mitten in dem sinnberückenden Glanze blieb ihnen das Gefühl der eigenen Überlegenheit; sie vergaßen es nicht, daß die Franzosen an dieser zusammengeraubten Herrlichkeit gar kein Verdienst hatten, sondern soeben erst, durch die Werke Laplaces, langsam begannen aus der Barbarei wieder zur Kultur emporzusteigen. Während Friedrich Schlegel die Schildkröten-suppen und die nackten Aktrizen des neuen Babylon bewundert, schreibt er zugleich: „Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen dort sind“, und seine Dorothea fügt hinzu: „wie dumm die Franzosen sind, das ist ganz unglaublich.“ Schöner als diese spottlustigen Weltkinder hat Schiller den Nationalstolz seines Denkervolkes ausgesprochen. Er wußte, daß die Siege Nants und Goethes schwerer wogen, als die Lorbeeren von Marengo, daß die Deutschen noch immer ein Recht hatten, ihre prahlerischen Nachbarn an die ewigen Güter der Menschheit zu erinnern, und sagte über das Pantheon der Pariser Plünderer stolz und groß:

Der allein besitzt die Musen,  
Der sie trägt im warmen Busen;  
Dem Vandalen sind sie Stein!

---